



Predigt zum neunten Antoniusdienstag

- Christsein in Umbruchszeiten -

24. März 2026, Wallfahrtsbasilika Werl,
**„Heilsame Haltepunkte:
Mit Gottes Zeichen durch die
(Um)-Brüche des Lebens pilgern“**

1. Lesung: Gal 3, 26-29; Evangelium: Mk 2, 13-17

Liebe Schwestern und Brüder,

wer freut sich nicht über Geschenke? Sie sind Ausdruck der Wertschätzung eines Gegenübers zu einem gegebenen Anlass im Leben eines Menschen: Geburtstag, Namenstag, Hochzeitstag, Jubiläum, Ostern, Weihnachten. Da machen sich Menschen Gedanken: Was könnte passen? Worüber würde sich der Beschenkte freuen?

Geschenke sollen altersbezogen sein: Ein Kind hat andere Wünsche als ein Jugendlicher, ein Erwachsener oder ein betagter Mensch. Und trotzdem sind Geschenke oft eine Gratwanderung zwischen „gut zu gebrauchen“ und „gut gemeint“ – Geschenke also, die gerade nicht als so hilfreich empfunden werden und zunächst erst einmal in einer freien Ecke eines Schrankes verschwinden. Oder Geschenke, hinter denen man eine versteckte Botschaft vermutet: Hygieneartikel oder irgendwelche

Kochutensilien sorgen nicht immer für große Freude, sondern eher für gegenteilige Reaktionen – es sei denn, sie standen bewusst auf dem Wunschzettel.

Am einfachsten ist es ja, wenn der oder die Beschenkte selbst angibt, was er oder sie sich wünscht – wie es mittlerweile auf vielen Einladungskarten zu besonderen Festivitäten praktiziert wird. Oder – so handhabe ich es mit meinen beiden Patenkindern –, die Eltern zu fragen, was aktuell gebraucht wird. Diesem Wunsch zu folgen bzw. ihn zu erfüllen, ist für mich erst recht ein Zeichen der Wertschätzung, aber auch des Respekts – auch wenn es meiner Ansicht nach vielleicht zu wenig klingt.

Aber hier gilt: Nicht die Menge macht es, sondern das Zeichen. Und im eigentlichen Sinne geht es doch um etwas ganz anderes, nämlich um die dahinterliegenden Botschaften der Wertschätzung und des Gesehenwerdens: „Wie schön, dass es dich gibt!“

Und gerade im zunehmenden Alter wird noch ein anderer Aspekt wichtiger: Da geht es nicht mehr unbedingt um etwas Gegenständliches, weil sowieso schon der Weinkeller und die Schränke voll mit „Stehrümchen“ sind, sondern um geschenkte Zeit, um Gemeinschaft mit Familie und Freunden. Es geht um lebendige Beziehungen, die in jedem Alter, in den unterschiedlichsten Lebenswenden – ja, sogar auch in Brüchen bzw. Umbrüchen des menschlichen Lebens – Halt, Trost und Kraft bieten.

Liebe Schwestern und Brüder,

genau diese Botschaft spricht Gott uns zu – in besonderer Weise in den Sakramenten. Sie sind seine Geschenke an uns: sichtbare Zeichen seiner unsichtbaren Liebe und Gnade für die konkreten Stationen und Situationen unseres Lebensweges. Sie sind nicht immer spektakulär, nicht immer leicht zu verstehen, manchmal vielleicht sogar fremd geworden. Aber in ihrem innersten Kern beinhalten sie genau das, was der Mensch für sein Leben braucht:

Zusage, Begleitung, Stärkung, Trost, Heilung, Gemeinschaft, Liebe und Zutrauen.

Gerade in einer Zeit der Umbrüche, in der vieles unsicher geworden ist – in der Biografien Brüche haben, Beziehungen nicht immer gelingen und auch Kirche an Glaubwürdigkeit ringt –, wächst die Sehnsucht nach Halt. Nach etwas, das trägt. Nach Zeichen, die verlässlich sind.

Aber werden die Sakramente auf dem Lebensweg eines Menschen noch als solche heilsamen Haltepunkte wahrgenommen – und überhaupt noch angenommen? Jahrzehntelang, ja sogar jahrhundertlang begleiteten sie wie selbstverständlich das Leben eines Menschen – von der Wiege bis zur Bahre. Heute ist es längst nicht mehr selbstverständlich, dass Kinder getauft und zur Erstkommunion geführt werden, dass Jugendliche gefirmt und Brautleute kirchlich heiraten. Viele schmerzt das. Traut man aktuellen Statistiken, wird sogar jeder dritte Katholik nicht einmal mehr kirchlich bestattet. Stattdessen scheinen freie Formen oft attraktiver: persönlicher, flexibler, näher an den individuellen Bedürfnissen.

Und doch, liebe Schwestern und Brüder: All das zeigt nicht zuerst eine Abkehr vom Religiösen, sondern eine tiefe Sehnsucht. Eine Sehnsucht nach Zeichen, nach Begleitung, nach Sinn. Menschen suchen nach Ritualen, die ihr Leben deuten. Nach Momenten, die sagen: Das hier ist wichtig. Das hier trägt.

Die Frage ist also nicht: Brauchen Menschen noch Zeichen? Die Frage ist: Werden unsere Zeichen noch als solche verstanden – als heilsam, einladend und lebensnah? Und wie müssen unsere Sakramente als Geschenk der unsichtbaren Liebe Gottes neu erfahrbar werden, damit sie wirklich im Leben tragen?

Liebe Schwestern und Brüder,

dazu möge uns das eben gehörte Evangelium helfen. Jesus setzt sich an den Tisch – und zwar mit denen, die nicht dazugehören:

Zöllner und Sünder. Er isst mit ihnen, und das bringt ihm deutliche Kritik ein.

Aber Jesus tut etwas Entscheidendes: Er stellt keine Vorbedingungen. Er beginnt nicht mit Belehrung, nicht mit Prüfung, nicht mit Distanz. Er beginnt mit Gemeinschaft, nimmt sich Zeit, hört zu, sieht den Menschen an.

An diesem Tisch geschieht etwas: Es entsteht eine Beziehung, aus der Vertrauen erwächst. Und erst daraus kann Veränderung entstehen. Das ist ein zutiefst sakramentales Geschehen: Es gibt ein sichtbares Zeichen – nämlich das Mahl – und darin entfaltet sich die unsichtbare Wirklichkeit, die Liebe Gottes zu seinem Menschen: Annahme, Heil und Gemeinschaft.

Und Jesus bedient sich der Arzt-Metaphorik, indem er sagt: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu rufen, sondern Sünder.“ (Mk 2,17).

Diese Szene ist eindrucksvoll dargestellt im Bild „Das Mahl der Sünder“ von Sieger Köder aus dem Jahre 1973 (<https://shop.verlagsgruppe-patmos.de/das-mahl-mit-den-suendern-210217.html>). Wenn man dieses Bild betrachtet, entdeckt man Menschen, die unterschiedlicher kaum sein könnten: Menschen aus verschiedensten Kontexten – vom Leben gezeichnet, bis an den Rand gedrängt aufgrund von Religion, Nationalität, Hautfarbe, Geschlecht, Alter oder Krankheit; Menschen mit einer Fassade, Menschen, die man spontan eher auf Distanz halten würde.

Es ist kein idealer Kreis – es ist eine reale Gemeinschaft. Und mittendrin: Christus.

Er ist nicht erhöht dargestellt, nicht entrückt, sondern gegenwärtig. Fast unscheinbar, weil nur seine Hände sichtbar sind – und doch der Mittelpunkt. Seine Nähe verändert die Szene. Der Tisch wird zum Ort, an dem aus Fremden Gemeinschaft wird; zu einem Ort, an dem die an den Rand Gedrängten nicht nur

gesehen werden, sondern zu besonderen Gästen werden. Das weiße Tischtuch und die rote Rose stehen für ein Fest, für Würde und für Liebe.

In einer zweiten Sicht auf dieses Bild hat man den Eindruck, dass an diesem Tisch noch Platz ist. Auch ich bin eingeladen, mich dazuzusetzen. Auch ich werde gesehen – so wie ich bin: mit meinen Schwächen, mit meinen Verletzungen, mit meinen Wunden. Ich darf Teil dieser Gemeinschaft sein, darf zu einem Beschenkten werden.

Und schließlich eine dritte Sicht: Diese Menschen schauen mich an. Ich sitze an Christi statt. „Gebt ihr ihnen zu essen!“, so fordert Jesus seine Jünger. Oder mit einem Wort aus einem Gebet zu ergänzen: Christus hat keine Hände – nur unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun.

Es geht darum, dass wir nicht nur Empfangende sind, sondern auch Gebende – und dass Christus auch durch uns handelt, um die Liebe Gottes zu den Menschen zu bringen.

Dieses Bild und auch das Evangelium stellen uns Fragen – gerade im kirchlich-sakramentalen Kontext: Wer sitzt an unseren Tischen? Wer fühlt sich eingeladen? Und wer bleibt draußen? Für wen sind die Sakramente da, wenn wir daran glauben, dass uns darin derselbe lebendige Jesus Christus begegnet? Für die Gerechten? Die Gesunden? Oder doch für die Sünder, die Kranken, die Ausgestoßenen?

Papst Franziskus hat dafür eine klare Sprache gefunden. Er sagt: Die Kirche darf keine „Zollstation“ sein – kein Ort, an dem kontrolliert wird, wer Zugang hat. Stattdessen soll sie „das Vaterhaus“ sein, wo Platz ist für jeden mit seinem mühevollen Leben¹. Er spricht auch von der Kirche als „Feldlazarett nach einer Schlacht“², die die Aufgabe hat, Wunden bei den Verwundeten zu heilen.

¹ Evangelii Gaudium, Nr. 47

² Interview mit der Civiltà Cattolica, 2013

Das bedeutet: Der erste Blick gilt nicht der Norm, sondern der Wunde. Nicht der Regel, sondern dem Menschen. Und er erinnert uns besonders in Bezug auf die Kommunion: „Die Eucharistie ist nicht eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern ein großzügiges Heilmittel und eine Nahrung für die Schwachen.“³

Wenn wir das ernst nehmen, dann verändert sich unser Verständnis von Sakramenten grundlegend. Dann sind sie nicht zuerst Prüfsteine, sondern Begegnungsräume. Nicht zuerst Grenzen, sondern Einladungen.

Diese Sichtweise ist tief im Zweiten Vatikanischen Konzil verankert. Die Konstitution *Lumen gentium* beschreibt die Kirche als „Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott und für die Einheit der ganzen Menschheit“.⁴

Und die Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* macht deutlich: Diese Sendung geschieht mitten im Leben der Menschen – in „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“. Die Kirche steht nicht außerhalb, sondern mittendrin.⁵

Das heißt: Wenn Menschen heute nach neuen Formen suchen, ist das auch ein Auftrag an uns, unsere Zeichen so zu leben, dass sie als heilsam, tröstend und stärkend erfahren werden.

Der Apostel Paulus bringt es im Galaterbrief in Bezug auf die Taufe auf den Punkt: „Ihr alle seid einer in Christus Jesus“ (vgl. Gal 3,28). Das ist die eigentliche Identität der Kirche: nicht Abgrenzung, sondern Zugehörigkeit; nicht Ausschluss, sondern Gemeinschaft.

Liebe Schwestern und Brüder,

wenn wir noch einmal an den Anfang zurückdenken – an die Geschenke –, dann merken wir: Die schönsten Geschenke sind die, die wirklich ankommen. Die, bei denen ich spüre: Da hat mich jemand gesehen. Da meint mich jemand.

³ Evangelii Gaudium, Nr. 47

⁴ LG Kap. 1, Nr. 1

⁵ Vgl. GS, Einführung

Und genau solche Erfahrungen dürfen wir – Gott sei Dank – auch heute noch in den Sakramenten machen.

Ich denke an die vielen Hausbesuche bei älteren und kranken Menschen zurück, als ich diesen in der Gemeinde Monat für Monat die Kommunion brachte. Da herrschte nicht nur eine große Freude, sondern auch eine tiefe Dankbarkeit. Da wird die Eucharistie wirklich zu dem, was sie ist: Stärkung auf dem Weg, Trost im Alter, Nähe Gottes mitten in Gebrechlichkeit und Krankheit. Kein großes Ereignis – aber ein zutiefst heilsamer Haltepunkt. Schön, dass es an vielen Orten Kommunionhelferinnen und -helfer sind, die diesen wunderschönen Dienst mit großer Hingabe tun.

Ich denke an die Feier der Krankensalbung – am Krankenbett, wenn ein Mensch spürt, dass diese Krankheit ernst ist oder die Angst vor einer Operation groß; oder dass jemand spürt, dass sein Leben zu Ende geht. Oder auch in der gemeinschaftlichen Feier, wie wir sie am ersten Fastensonntag in der Basilika begehen. Wie viele Menschen kommen da mit ihren Sorgen, mit ihren Schmerzen, mit ihrer Angst. Und wie oft hört man danach: Es hat gutgetan. Es hat aufgerichtet. Es hat Frieden geschenkt. Manchmal auch die Kraft, loszulassen.

Ich denke an die Eucharistiefeiern in den Justizvollzugsanstalten mit Menschen in Gefangenschaft. Gerade dort geschieht etwas, das ganz nah ist am Evangelium und am Bild vom Mahl mit den Sündern: Gemeinschaft. Würde. Gesehenwerden. Für einen Moment ist da nicht die Tat entscheidend, sondern der Mensch. Und Christus ist mitten unter ihnen am Tisch und schenkt sich ihnen im Sakrament der Eucharistie.

Ich denke an viele persönliche Segen – beim Blasiussegen, nach dem Angelus, in stillen Momenten. Wie viele Menschen kommen da mit ihren persönlichen Anliegen, Dankbares oder Sorgenvolles. Und gehen gestärkt mit der Zusage: Gott ist mit dir. Du bist nicht allein.

Und ich denke an das Sakrament der Versöhnung hier in der Wallfahrtsbasilika. Wie viele Menschen – jung und alt – suchen diesen Ort auf. Mit dem, was sie belastet. Mit Schuld, mit Fragen, mit Sehnsucht nach einem Neuanfang. Und wie oft geschieht genau das: Heilung. Trost. Aufrichtung. Vergebung.

Sie, liebe Schwestern und Brüder, werden vielleicht Ihre positiven Erfahrungen dazulegen können.

Liebe Schwestern und Brüder,

all das sind keine theoretischen Überlegungen. Das sind gelebte Erfahrungen. Da zeigt sich: Die Sakramente tragen. Sie heilen. Sie sind Geschenke Gottes – heilsame Haltepunkte auf unserem Lebensweg.

Ein Mensch darf spüren: Ich bin gemeint. Ich bin gesehen. Ich bin getragen. Und vielleicht ist das die Einladung an uns heute: Dass wir diese Geschenke Gottes neu entdecken. Dass wir sie nicht im „Schrank“ unseres Glaubens stehen lassen, sondern auspacken. Uns von ihnen neu berühren lassen – und vielleicht auch selbst zu solchen „Geschenken“ werden für andere.

Denn letztlich geht es – wie am Anfang – nicht um die äußere Form. Nicht um die Menge. Sondern um die Botschaft dahinter: „Wie schön, dass es dich gibt.“

Und so gilt – gerade auch im Blick auf unsere kommende Wallfahrtszeit, die unter einem Wort des Franz von Assisi steht:

„Wenn es dir guttut, dann komm.“

Komm mit deinem Leben, mit deinen Fragen, mit deinen Brüchen. Komm an den Tisch des Herrn. Du bist eingeladen. Du bist willkommen, weil Du selbst ein Geschenk Gottes an diese Welt bist. Amen.

Pastor Stephan Mockenhaupt
Wallfahrtsseelsorger